

Karl-Markus Gauß

Zu früh, zu spät

Zwei Jahre

ISBN-10: 3-552-05397-2

ISBN-13: 978-3-552-05397-7

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05397-7>
sowie im Buchhandel

Vor einem halben Jahr ist Aleksandar Tisma gestorben, jetzt erhalte ich seine Tagebücher zur Lektüre. Mein Freund Dragan Velikić, der serbische Autor, der es schafft, daß selbst ich in seiner Gegenwart kaum zu Wort komme, hat mir von ihnen vorgeschwärmt. Als Jüngling von achtzehn Jahren, der schreiben wollte, aber nicht recht wußte wie und worüber, hat Tisma mit seinem Tagebuch begonnen, das er erst 2001, als weltberühmter Autor, der seinem literarischen Werk gegenüber nahezu gleichgültig geworden war, beendete. 1200 Seiten umfaßt die serbische Ausgabe dieses Buchs der Selbstbeziehung, dessen Autor sich nicht sorgte, der Nachwelt womöglich ein unsympathisches, mitunter abstoßendes Zeugnis seiner selbst zu hinterlassen. Mit kalter Leidenschaft sezirt da ein Narziß, der nur in die düsteren Züge seines Selbstbilds verliebt war, über sechs Jahrzehnte sein Streben und Trachten, seine Eitelkeit und Scham, seine Gier nach Frauen, Anerkennung, literarischem Erfolg, die sich nur allmählich abmilderte und endlich in einem erschreckenden Gleichmut erlosch.

Die große Konfession erschüttert zweifach: durch die selbstverletzende Energie, mit der sich hier jemand den Prozeß macht, in dem er selbst als Ankläger, Angeklagter und Zeuge auftritt und keinen Verteidiger zuläßt; und durch die Entschiedenheit, mit der er sich dabei auf wenige Grundfragen seiner Existenz konzentriert und wichtige Facetten seines Lebens ebenso rigoros außer Betracht läßt wie politische Ereignisse der Epoche, die sein eigenes und das Leben von Millionen beeinflussten, gefährdeten, zerstörten. Tisma's Frau soll über das autobiographische Riesenwerk einmal gesagt haben, es sei darin nicht einmal Platz für die kleinste Notiz gewesen, die Geburt ihres gemeinsamen Sohnes zu würdigen oder immerhin festzuhalten. Doch hat Tisma in seinen Tagebüchern nicht nur von privatem Glück geschwiegen, sondern auch über historisches Unglück kaum ein Wort verloren. Dieses Diarium wurde in einem Krieg begonnen, der in ihm gleichwohl nur als Kulisse für die sexuellen und geistigen Abenteuer eines jungen Mannes firmiert, und es wurde sechzig Jahre später nach einem anderen Krieg beendet, der einen alten Mann vornehmlich als Bestätigung seines düsteren Menschen- und Geschichtsbildes beschäftigte.

Was macht man, wenn man die Stimme eines Toten auf dem Anrufbeantworter hat?

Vor ein paar Jahren, als ich von der Flut an Anrufen weggespült zu werden drohte, habe ich mir einen Anrufbeantworter zugelegt, in der Hoffnung, Herr über die Anrufe zu werden, die mich nur mehr über diese Zwischenstation erreichen sollten. Und jetzt ist da diese Stimme, die ich seit Tagen höre: eine wache und helle Stimme, die zu einem Menschen gehört, der nie wieder sprechen, der mich nie wieder anrufen wird, seine Stimme ist mit ihm gestorben, ich habe sie auf meinem Anrufbeantworter, über den ich nicht mehr verfügen kann; der Anrufbeantworter hat mit dem Tod von Egon Matzner seinen Zweck verloren, mir die Souveränität über die Anrufe zurückzugeben, der Souverän meines Anrufbeantworters ist jetzt der Tote.

Ich bin dem berühmten Finanzwissenschaftler nicht oft und immer nur zufällig begegnet, aber er hatte ein Faible für die Literatur, nein, es war mehr als ein Faible, es war Leidenschaft, und außer seinen sozialökonomischen Studien und politischen Streitschriften hat Matzner scharfsinnige Glossen, Rezensionen, literarische Kritiken veröffentlicht. Er hat jedes Buch von mir gelesen und mir bei jedem genau berichtet, wie er es verstanden habe, was ihm bei der Lektüre alles auf- und eingefallen sei und welche Passagen ihn beeindruckt, welche geärgert haben. Ja, er konnte sich ärgern, und daß wir uns meist über dasselbe und dieselben ärgerten, hat uns so verbunden, daß wir einander ein-, zweimal im Jahr anriefen, um zu überprüfen, ob wir uns in unserer Verärgerung noch aufeinander verlassen konnten. Lächerlich fanden wir beide die routinierten Etüden der Österreich-Beschimpfung, die längst ein eigenes Genre der Geistlosigkeit bilden, in dem völlig unpolitische Autoren über Politik dilettieren und sich, da ihnen zur Kritik das intellektuelle Rüstzeug fehlt, gegenseitig mit triumphalistischer Empörung zu übertrumpfen versuchen.

Daß die Globalisierung eigentlich eine feine Ausrede sei für jene Sozialdemokraten, die an die Werte ihrer eigenen Bewegung nicht mehr glaubten und die man sich ebenso gut wie an der Spitze ihrer Partei im Aufsichtsrat eines Konzerns bei der segensreichen Sozialarbeit für die Großaktionäre vorstellen konnte, darüber hat mir Egon Matzner einmal einen telefonischen Vortrag gehalten. Mehr als über rücksichtslose Manager, über neoliberale Haudegen ärgerte sich Matzner (im Unterschied zu mir) über seine Sozialdemokraten, die

den rücksichtslosen Managern und neoliberalen Haudegen nichts entgegensetzen wissen (wenn sie eine Wahl verlieren, wechseln sie ohnedies ins Management).

Als junger Mann war er einer der wichtigsten Berater Bruno Kreiskys gewesen, seine Mitgliedschaft in der SPÖ hatte er 1994 aus Protest dagegen ausgesetzt, daß auch die SPÖ die ihr zufallenden Posten innerhalb der Europäischen Union nicht mit den fähigsten Leuten, sondern mit braven Parteigängern besetzte. Was ihn aufbrachte, war die Selbstabdankung der Politik, die vorgibt, in Zeiten neoliberalen Sturmwindes keine Möglichkeit mehr zu haben, das Boot zu steuern, die Selbstaufgabe dessen, was man einst *res publica* genannt hat. Er, der die ökonomischen Prozesse ein Leben lang erforscht und beschrieben hat, hielt nichts von der Religion des Sachzwangs, sondern blieb davon überzeugt, daß nicht anonyme Strukturen, sondern Menschen darüber entscheiden, wie sich die Weltökonomie entwickelt.

Er konnte hintersinnig formulieren, mit sprachspielerischem Witz, ein Ökonom von Weltruf, der die Literatur liebte und zur Sprache ein erotisches Verhältnis unterhielt. Vor zehn Tagen hat er angerufen, ich höre seine wache und helle Stimme auf dem Anrufbeantworter, diese Stimme, die es nicht mehr gibt, die nur mehr auf meinem Anrufbeantworter (und in der Erinnerung derer, die ihn kannten) existiert, denn anderntags ist Matzner beim Laufen im Park von Oberlaa in Wien an einem Herzinfarkt gestorben.

Von Tismas voluminösem Tagebuch ist eine deutsche Auswahl erschienen, die nur die Jahre von 1942 bis 1951 umfaßt. Sinnvoll ist diese Beschränkung, weil sie jenen Zeitraum voller Gewalt und Versuchungen markiert, in dem die meisten von Tismas späteren Romanen und Erzählungen spielen, und weil an seinem Ende aus dem jungen Mann das geworden ist, was er von Anfang an sein wollte und worum er in immer neuen, oft quälenden Versuchen rang, ein Schriftsteller. Dies ist sein Tagebuch vor allem: die Entwicklungsgeschichte eines Jünglings, der mit seiner Herkunft, seinen Begierden und Talenten hadert und alles, was er leidet, einzig zum Zwecke analysiert, daß es ihn seiner Bestimmung näherbringe: »Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu warten...bis ich der gewaltigen Aufgabe gewachsen bin: zu schreiben, zu erläutern ohne Standpunkt, das heißt ohne eine Methode des Erläuterns.«

So erzählt das Tagebuch von Romanen, die er begonnen und abgebrochen hat, vom Studium Prousts, Márais, Gides, Thomas Manns, von Plänen, die er verwirft, von Hochgefühl und Zerknirschung dessen, der schreibend leben will und sich als Schreibenden entwirft: »Die Arbeit geht gut voran«, spricht er sich Mut zu, um sich wenig später zu ermahnen: »Als erstes sollte ich überflüssige Epitetha ausmerzen.«

Ich lese einige der Nachrufe, in denen Egon Matzner gewürdigt wird. Einem Konservativen, Erhard Busek, blieb es vorbehalten, den »Unruhestifter« zu rühmen, der politisch so etwas wie ein Linkssozialist war. Kein Wort hingegen ist von der Sozialdemokratie zu vernehmen, wer aus ihren Reihen hinaustritt, der hat sich selber ausgeschlossen und den Anspruch auf ein ehrendes Angedenken verwirkt. Busek, der den Osten Europas kennt, wird vielleicht gewußt haben, wie begründet Matzners Warnungen waren, die er als Koordinator des Projekts »Agenda 2000« erhob. Das Projekt, 1990 von renommierten Ökonomen und Soziologen initiiert, erarbeitete ein Modell für den ökonomischen Umbau Osteuropas, das als Alternative zur sogenannten Schocktherapie gedacht war, die in Osteuropa soziale Verwüstung bewirkt und den politischen Aufstieg dubioser nationalistischer Bewegungen gefördert hat. Selbst Jeffrey Sachs und andere, die einst die Schocktherapie als einzige Methode anpriesen, die jämmerlich darniederliegenden Volkswirtschaften Osteuropas zu kurieren, räumen heute ein, daß diese Behandlung dem Patienten den Garaus bereitet hat.

Tisma wuchs als Sohn einer ungarischen Jüdin und eines Serben in der Batschka auf, die seit je die Heimat vieler Völker war. Offenbar war er sich anfangs nicht sicher, ob er das Ungarische oder das Serbische zu seiner Literatursprache machen sollte, eine Tatsache, die den Neunzehnjährigen helllichtig den »egoistischen Hintergrund von Nationalismen« erkennen ließ: »Während ich schwanke, in welcher Sprache ich schreiben, das heißt, welchem Volk ich angehören will, war ich gleichgültig gegenüber einer Auferstehung des serbischen beziehungsweise jugoslawischen Staats. Seit ich jedoch zu dem Entschluß gelangt bin, ein serbischer Schriftsteller zu werden, sorgt mich das Schicksal des Serbentums – ich möchte, daß das Volk, für das ich schreibe, möglichst stark und bedeutend ist.«

Von diesem Volk, das damals von den Truppen der Wehrmacht und

der alliierten Ungarn drangsaliert wurde, ist in den Aufzeichnungen jedoch kaum die Rede. Im Winter 1942 hatten ungarische Einheiten in der berüchtigten Razzia von Novi Sad 1500 Juden und Serben an der zugefrorenen Donau erschlagen und unter das aufgehackte Eis gestoßen. Um der Lebensgefahr zu entrinnen, war Tisma darauf zum Studium nach Budapest ausgewichen. Aber ob in Budapest oder in Novi Sad, was ihn in seinem Journal beschäftigt, das sind nicht die Ermordeten, die er mit eigenen Augen gesehen hat, nicht die Gefahren, denen er selbst ausgesetzt ist; es sind, mit obsessiver Ausschließlichkeit, die Frauen, an denen er sich erproben muß, und die Bücher, die er morgen schreiben wird – wenn er morgen noch lebt. Daß überhaupt Krieg ist, erfährt man wie nebenhin aus der Bemerkung, daß eine hübsche Ärztin, mit der der junge Mann ein Verhältnis eingeht, eigentlich verheiratet und ihr »Mann an der Front« ist. Der »Hitler-Platz« in Budapest wiederum ist eine verfluchte Stätte, nicht weil es eine verfluchte Zeit sein muß, wenn in Budapest oder irgendwo auf der Welt ein Platz diesen Namen trägt, sondern weil ihn dort eine Blondine versetzt, worauf der Verehrer eben neuerlich »auf die Jagd geht: Zwei Opfer.«

Es schaudert einen, in einem Tagebuch des Jahres 1943 von einem Hitler-Platz zu lesen, auf dem die Jagd erfolgreich zu zwei Opfern führt. Die Jagd, das war für Tisma die Verführung von Frauen; die Opfer – einsame Witwen von Soldaten, übermütige Studentinnen, gehetzte Arbeiterinnen, Bäuerinnen, Tänzerinnen und Prostituierte: »In meinen Träumereien war die Frau immer ein Objekt der Leidenschaft, eine Sache, die es duldet, daß wir sie zu unserem Vergnügen nehmen und benutzen. Die Erkenntnis, daß es nicht so ist, daß auch die Frauen an uns ihr Vergnügen haben wollen, war eine Enttäuschung für mich. Eine Prostituierte jedoch, die ich kaufe, ist tatsächlich nur ein Gegenstand, an dem ich meine Leidenschaft verwirkliche – also die ideale Frau.«

Passagen wie diese finden sich unzählige in den adoleszenten Aufzeichnungen eines Künstlers, der später für den schonungslosen Blick in menschliche Abgründe, für seine hohe Kunst gerühmt werden sollte, den Menschen frei von Illusionen und den Zurüstungen einer ihm nur äußerlichen Moral zu erfassen. »Der Gebrauch des Menschen« heißt einer seiner Romane, in denen er in große Literatur verwandelte, was er in seiner Jugend durchaus nicht

nur erlitt, sondern auch selbst erprobte. Es ist nicht angenehm, den Diaristen dabei zu beobachten, wie er im Tagebuch gewissermaßen noch den Rohstoff selber preist, den er später in Literatur zu verwandeln mußte, die moralisch ist, ohne zu moralisieren, und den Menschen in seiner Schwäche, Getriebenheit, Entwürdigung zeigt, ohne sich daran misanthropisch zu erfreuen.

(Tisma entschied sich erst mit Zwanzig, daß er kein ungarischer, sondern ein serbischer Autor werden wollte. Daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität in der multinationalen Batschka eine Frage des Willens war und innerhalb einer Familie nicht alle denselben Willen hatten, weiß ich von meiner eigenen. In der Familie meines Vaters, die in Palanka, einer Stadt auf halber Strecke zwischen Vukovar und Novi Sad, ansässig war, wurde Deutsch gesprochen, wenn es um alltägliche Dinge ging, Ungarisch aber, sobald geistige und politische Angelegenheiten verhandelt wurden. Im 19. Jahrhundert hatten sich zumal die Gebildeten unter den Donauschwaben nach und nach magyarisiert, viele begannen sich als Ungarn zu fühlen, andere mochten Schwaben bleiben. Der Bruder meines Vaters hieß Ferdinand, aber nannte sich schon als Jugendlicher Nándor und ließ sich, kaum erwachsen, amtlich als dieser registrieren. Meine Mutter wiederum berichtet in ihren schriftlichen Lebenserinnerungen, daß sie aus dem heute ins Stadtgebiet von Novi Sad eingemeindeten Futog mit zehn Jahren auf ein serbisches Mädchenkonvikt geschickt wurde, dessen Besuch sie nach vier Jahren einstellen mußte, weil es ihrem Vater nicht recht war, daß sie ihre Briefe statt mit Herdt mit Hertovic´ zu unterzeichnen begann und in den Ferien beim Kirchgang statt des Vaterunsers das Oce Nas betete.)

Der Wirtschaftsprofessor Gernot Grabher schreibt in der Wiener Zeitung über Egon Matzner als Lehrer. Was dieser akademisch nicht heranzüchten wollte, waren Epigonen, sodaß er seinen Studenten nicht seine eigene, sondern eine »kaleidoskopische Weltsicht« zu vermitteln versuchte, die Fähigkeit, den Gegenstand der Forschung aus immer neuen Perspektiven zu betrachten und auch die Ökonomie, jene geradezu hermetische Disziplin, mit Einsichten anderer Wissenschaften und der Kunst zu konfrontieren. Von seinen Studenten kritisiert, daß er formale Präzision gering veranschlage und zu Spekulativem neige, hat Matzner, zufolge dem Zeugnis seines

Schülers Grabher, einmal gemeint, daß es immer noch besser sei, »etwas ungefähr richtig als präzise falsch zu wissen«.

Ich hatte schlechte Lehrer, die sich vergeblich bemühten, aus mir einen guten Schüler zu machen. Nein, es ist überflüssig, daß auch ich mich im Sprachabsolutismus der österreichischen Empörungsrhetorik übe: Ich hatte nicht nur schlechte Lehrer, sondern auch zwei ausgezeichnete, und ich war nicht immer und nicht ausschließlich ein schlechter Schüler. In meinem Maturazeugnis steht, daß ich meine Schullaufbahn in vier Fächern mit sehr gutem und in sieben mit genügendem Erfolg beendet habe, und glaubte ich früher, daß dieses merkwürdige Zeugnis mit meinen Begabungen und Interessen zusammenhänge, bin ich heute davon überzeugt, daß es eher mit den Begabungen und Interessen meiner Lehrer zusammenhing. Die Tage in der Oberstufe des Gymnasiums sind mir in keiner anderen Form als der von endlos gedehnten Stunden in Erinnerung, als schmerzhaftes Empfinden von Zeit, die nicht vergehen will und darüber doch verlorengelassen, ein Erlebnis, das nahe dem »Ertötnis« ist und der Erfahrung des Nichts, das uns in den Schlund von fortgesetzten Chemiestunden reißt, in denen ein skurriler Mann im weißen Mantel weit vorne immer dieselben ununterscheidbaren Formeln auf eine Tafel zeichnet; die Stille, die mich umgibt, zerhackt ein unverständlicher Satz dieses Mannes, mehr ein Aufschrei als ein Satz, aber hochgeschreckt weiß ich nicht, warum der Mann ihn an mich gerichtet hat und wie ich auf ihn antworten könnte.

Als Jugendlicher habe ich den September gehaßt, weil wieder die Schule begann mit ihrer Kette von sinnlos aneinandergereihten Stunden, die ich damit zubrachte, auf die große runde Uhr zu schauen, die als Strafverschärfung im Klassenzimmer hing und deren Zeiger, so lange man sich auch zwang, seinen Blick abzuwenden, beim nächsten Hinschauen doch wieder nur eine jämmerlich geringe Strecke seiner ewiggleichen Runde weitergewandert war. Mein Banknachbar Vincy Müller zeigte mit dem Bleistift oft auf einen Punkt im Atlas, den er unter den Bank aufgeschlagen hatte, auf Kiruna, die nördlichste Stadt von Schweden, im Gebiet der Lappen, die damals noch nicht Samen genannt wurden, oder auf Kalgoorlie und Coolgardie, die beiden Kohlestädte im Westen Australiens, und wir flüsterten uns leise auflachend die Namen ferner Städte und Regionen zu, weil wir uns sicher waren, daß wir irgendwann, nein,

bald schon der Enge des Klassenzimmers in solche Weite entronnen sein würden.

Vincy wurde später Postbeamter, ich Schriftsteller, so haben wir beide beruflich etwas mit der Welt zu tun. Wenn ich manchmal versucht bin, über meinen Beruf zu lamentieren, denke ich an ihn, der seine Tage in einem Unternehmen zubringen muß, das in die Hände skrupelloser Sanierer geraten ist. In den ihnen ausgelieferten Betrieben verbreiten diese den Fauldunst der Denunziation und machen aus Kollegen von gestern haßerfüllte Konkurrenten von heute, die sich aufeinanderhetzen lassen, bis sie reif für die Psychiatrie sind oder zugeformt auf das Maß, das einem sozialen Abrißunternehmen entspricht. Vincy, den ich ab und zu treffe, erzählt mir von der Post stets wie von einem Kriegsschauplatz, auf dem buchstäblich um Leben und Tod gekämpft wird.

Zwei gute Lehrer. Josef Guth hieß der eine, der uns acht Jahre in Deutsch unterrichtete, das genaue Lesen lehrte und Jean Paul für den größten deutschen Schriftsteller hielt. Er war ein großer Mann mit wuchtiger Nase, der ein gewaltiges, aus der Tiefe der Eingeweide aufsteigendes Lachen hatte; wenn es in ihm zu gluckern begann, preßte er sich meist ein Reclambändchen vor den Mund, ehe dieser von dem Sturzbach seines wahrlich raumerfüllenden Gelächters aufgerissen wurde. Wenn wir mit ihm ein Buch lasen, ein Stück von Nestroy, Wilhelm Raabes abseitigen Roman »Stopfkuchen«, die Erzählungen Kafkas, war er von dem Text, den er schon mit etlichen anderen Klassen durchgenommen hatte, so fasziniert und so aufmerksam bei der Sache, daß um ihn, der gemessen durch das Klassenzimmer schritt, die Aura reinen Geistes war.

Helmuth Müller hieß der andere, für Philosophie und Geschichte zuständig, ein Mann mit kühner Haartolle und dicken Brillen, der immer wie 45 ausschaute und es noch heute tut, da er achtzig ist und ich ihn manches Mal an meinem Haus vorbei in die Stadt ziehen sehe. Er war ein Intellektueller, der von der schönen Fähigkeit geprägt war, vortragend und debattierend vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten und keinen Gedanken geradewegs verfolgen zu können, aber auf den erstaunlichsten Umwegen doch meist wieder zurückfand zu dem, was er eigentlich hatte sagen wollen; ihm hörten wenige zu, die aber genau, und ihm war das recht.

Wie lebt man im Krieg, wie überlebt man, wenn Nachbarn deportiert

werden, Freunde zu den Partisanen gehen, andere als Kollaborateure rasch Karriere machen? »Ich gehe baden, spazieren, kuriere mich aus. Ich bin sehr zufrieden, vielleicht auch glücklich. In mir vollkommene Ruhe.« Ein solcher Satz ist 1943 ein Skandalon, gerade weil er eine unleugbare Tatsache faßt: Auch im Krieg, in der Diktatur leben die Menschen nicht fortwährend im Ausnahmezustand, sie vergnügen sich, pflanzen sich nicht nur aus vaterländischer Verpflichtung fort und erfreuen sich der Dinge, die ihnen gegeben sind. Als im Oktober 1944 die Wehrmacht vertrieben ist und die Partisanen ihre neue staatliche Ordnung in Jugoslawien errichten, notiert Tisma gar: »Für mich, der ich diese dreieinhalb Jahre mehr oder weniger nur mit mir selber verbracht habe, bedeutet diese Veränderung nichts Wesentliches.«

Wenigstens eine Veränderung bedeutete es doch. Kaum waren die faschistischen Gesetze außer Kraft, entdeckte Tisma sein Judentum, von dem er vorher nicht die geringste Andeutung gemacht hatte. Ich »denke an Schmerz und Scham wegen meiner halb-jüdischen Herkunft und an die Scham wegen dieser Scham«, notiert er; und noch 1947, als er der Kommunistischen Partei beitreten will und zu diesem Zweck einen Lebenslauf vorlegen muß, erwähnt er die »Rassenscham«, unter der er in seiner Jugend so sehr wie an seiner »bürgerlichen Herkunft« gelitten habe. Der Kommunistischen Partei blieb er nicht lange treu, weniger wohl, weil er ihre politischen Ziele, in Jugoslawien ein von Moskau unabhängiges sozialistisches Modell zu erproben, nicht schätzte, sondern weil ihm das Pathos des Aufbruchs fremd war und er die Hoffnung auf den »neuen Menschen« nicht teilen mochte.

Die »Scham wegen der Scham« aber schmerzte ein Leben lang fort: Sie ist Tismas besten Werken eingebrannt.

Es gibt eben doch Unterschiede zwischen England und Österreich. Unsere Unterrichtsministerin, die die Lehrer nicht mag, aber auch die Schüler auf Abwegen weiß, hat von diesen in einem denkwürdigen Akt von moralischem Frontalunterricht verlangt, sie mögen weniger auf Parties gehen, sondern stattdessen lieber Kinder zeugen, und sich nicht nach einem Zweitwohnsitz auf Ibiza sehnen, sondern gefälligst den ungeschriebenen Generationenvertrag durch fertilen Bereitschaftsdienst erfüllen. Kinder will sie von unseren Kindern sehen, möglichst viele, möglichst rasch, und als taugliche

Voraussetzung dafür hat sie zunächst einmal das Schulwesen ordentlich verludern lassen.

In England geht es anders herum. In Manchester werden die Schülerinnen neuerdings in einen Schwangerschaftssimulator gesteckt, damit sie sich die Sache mit dem Kinderkriegen noch einmal überlegen. Es handelt sich dabei um einen Anzug, in den ein künstlicher Schwangerschaftsbauch eingearbeitet ist; die Mädchen sollen spüren, wie schwer ein Kind im Bauch wiegt und wie weh der werdenden Mutter das Kreuz tut. Dem Anzug sind Bleikugeln eingenäht, die Beine und Kopf des Fötus markieren und gegen die Blase drücken. Erprobt wird die pädagogische Kampagne in Benchill, einem Stadtteil, in dem die Zahl von Sozialhilfeempfängern besonders hoch ist. Die jungen Frauen mögen sich in fertiler Zurückhaltung aber nicht etwa üben, weil sie und ihre Familien in bedrückenden Wohnverhältnissen leben, sie und ihre Freunde keine richtige Ausbildung haben und keinen Job bekommen, sondern – weil die Schwangerschaft beschwerlich ist.

Also was jetzt? Die einen sollen, die andern sollen nicht. Das ist doch keine ordentliche europäische Schul- und Bevölkerungspolitik!

September 2003